

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 8.

Montag, 11. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(7. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

„Über den Zeitpunkt bestehen bei Ihnen keine Zweifel, Herr Doktor?“ fragte der Untersuchungsrichter leise.

„Nein, die Lage und die äußere Beschaffenheit der Totenleiche stimmen mit meiner dahingehenden Annahme überein. Der Tod ist nach Zertrümmerung der Schädelkapsel und durch Verblutung wohl unmittelbar nach der Tat eingetreten. Er ist durch einen wichtigen Schlag mit einem schweren, stumpfen Werkzeug, möglicherweise mit einem nicht zu breiten Hammer oder dem stumpfen Teil einer schweren Art. verursacht worden. Der Täter muß über Bärenkräfte verfügt haben, denn der Schlag ist mit kolossaler Wucht geführt worden, so daß auch die Halswirbel verletzt worden sind. Nach Lage der Wunde glaube ich behaupten zu dürfen, daß der Täter von sehr großer Figur gewesen ist. Er war sicher mindestens noch einen Kopf größer als das an und für sich schon ziemlich hochgewachsene Opfer. Das Weitere muß die Obduktion der Leiche ergeben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor“, sagte der Staatsanwalt. „Wollen Sie, verehrter Herr Kollege, nun bitte näher treten.“ Diese Aufforderung war an den Untersuchungsrichter Dr. Randolfi gerichtet.

Die beiden Kriminalisten warfen einen kurzen Blick auf die Leiche, dann untersuchten sie, gefolgt von Oberkommissar Wondra, das Wohn- und Schlafzimmer bis in die kleinsten und verstecktesten Ecken. Längere Zeit blieb der Staatsanwalt vor dem durchwühlten Bett Prohaskas stehen und betrachtete eingehend das Bettuch, das aus der Matratze herausgerissen und zu einer Art Strick zusammengedreht war. Dann ging er schnell nach dem Fenster des Schlafzimmers und schaute in den Garten hinab.

„Ich glaube, meine Herren“, sagte nun der Staatsanwalt Ritter von Tuschel lächelnd, „hier in diesem seltsam gefalteten Leintuch liegt der Schlüssel, der uns das Mysterium des Mordes öffnet. Das heißt, ein eigentliches Mysterium war mir die Sache von Anfang an nicht, wenn ich auch begreiflicherweise noch keine sichere Meinung äußern durfte und konnte, bevor ich den Tatort genau untersucht hatte. Das ist nun geschehen. Herr Oberkommissar“, wandte sich Tuschel nun an Wondra, der mit Interesse zugehört hatte. „Sie haben die vorläufigen Ermittlungen vorgenommen, wollen Sie mir bitte sagen, welches Bild Sie sich nach Ihren bisherigen Untersuchungen und Schlussfolgerungen von der Sache gemacht haben?“

Wondra verneigte sich leicht.

„Herr Rat verzeihen“, sagte er höflich. „Meine Ermittlungen sind eigentlich noch nicht weit genug gediehen, um mir bereits ein definitives Urteil bilden zu können. Feststehend ist für mich bis jetzt nur die Tatsache, daß Herr von Prohaska tot, nach Ansicht des Herrn Gerichtsarztes ermordet worden ist. Weder über das Motiv zur Tat noch über die Ausführung des Verbrechens bin ich mir im reinen.“

Der Staatsanwalt tauschte mit dem Untersuchungsrichter einen lächelnden Blick, während Oberkommissar Wondra ruhig und sachlich fortfuhr.

„Nach dem Gutachten des Herrn Dr. Agostini soll Herr von Prohaska gestern abend, und zwar schon zwischen sechs und acht Uhr, ermordet worden sein. Also wohl schon, bevor er zu Bett ging. — Nun muß ich mich aber fragen. Wer hat das Bett durchwühlt und die Kissen und Lächer auseinandergerissen? War es der Ermordete, warum hat er dann die Bettwäsche in einer Art und Weise auseinandergerissen, wie sie beim natürlichen Schlaf niemals in Unordnung geraten kann?“

War es der Mörder, dann muß ich mich erst recht nach dem Grund der seltsamen Maßregel fragen, denn welches Interesse könnte er daran haben, den Eindruck zu erwecken, Herr von Prohaska habe das Bett benützt?

Weiter, der Portinajo Signor Binerto hat eine Dame und später einen Mann aus der Wohnung des Feldmarschalleutnants kommen sehen. Daß eine Frau hier im Zimmer war, beweist schließlich auch die gefundene Haarnadel. Wer war nun die Dame? In welchem Verhältnis stand sie zu Prohaska, und was wollte sie von ihm? Weiter, wer war der Herr, und was hatte er in der Wohnung hier zu suchen? Tatsache ist, daß der Portinajo Binerto den Mann allein, ohne die Frau, das Haus hat verlassen sehen. Es wirft sich nun die noch völlig ungelöste Frage auf: Stehen die beiden Personen, die, wie durch Zeugen festgestellt worden ist, fast zu gleicher Zeit hier in der Wohnung gewesen sein müssen, zu einer Zeit, in welcher der Bewohner ermordet worden ist, in irgendeiner Beziehung zueinander, und beziehendensfalls in welcher? Herr Rat, Sie lächeln, ich bin aber noch gar nicht fertig, ich habe mir noch mehr, noch weit mehr Fragen vorgelegt, auf welche ich leider noch keine genügende Antwort finden konnte. Zum Beispiel. Zu welchem Zweck hat Prohaska am Morgen seines Todes die 48 000 Kronen von der Bank erhoben? Wollte er sie vielleicht der Dame geben, deren Besuch er sicher am Abend erwartet hat, denn nicht umsonst hat er sein Hauspersonal auf unverfängliche Art und Weise für den Abend aus seinem Hause entfernt. — Ich verstehe Ihr Lächeln nur zu gut, Herr Rat. Ich weiß wohl, daß es mir nicht zusteht, Fragen zu stellen, sondern sie zu klären, sie zu beantworten, aber noch bin ich dazu nicht in der Lage. Ich muß den Fall überdenken, Herr Rat, muß das Verbrechen in seine einzelnen Phasen zerlegen und hoffe, dann bald den Ariadnesfaden gefunden zu haben, der mich aus diesem Labyrinth glücklich herausführt.“

Wondra schwieg. Der Staatsanwalt hatte bei den Ausführungen des Oberkommissars ein leichtes und ein wenig ironisches Lächeln nicht zu unterdrücken vermocht.

„Sie gestatten nun, verehrter Herr“, sagte er, etwas von oben herab, „daß ich auch ein paar Worte rede. Ihre verschiedenen Fragen hoffe ich Ihnen gleichzeitig, ohne langes Nachdenken beantworten zu können, denn entgegen Ihrer Ansicht, möchte ich behaupten, daß der vorliegende Fall viel harmloser, beziehungsweise einfacher und klarer liegt als manche frühere Angelegenheit aus meiner Praxis, die sich anfangs als recht ein-

sach und glatt präsentierte und sich nachher dafür als um so verwickelter entpuppte.

Auf Grund Ihrer Erhebungen, Herr Oberkommissar, die, wie ich offen zugeben will, für die kurze Zeit, die Ihnen bis dato zur Verfügung gestanden hat, recht gründlich vorgenommen wurden, ferner meinen eigenen hier vorgenommenen Untersuchungen zufolge stelle ich mir den Verlauf des Verbrechens wie nachfolgend vor.

Vor allem, meine Herren, gestatten Sie, gewissermaßen als Einleitung, die Bemerkung, daß mir die Persönlichkeit des Toten nicht unbekannt war, und daß ich auf Grund meiner näheren Bekanntschaft mit Prohaska behaupten darf, Herr von Prohaska hat ein für sein Alter recht unmoralisches Leben geführt. De mortuis nil nisi bene. Aber im Interesse einer objektiven Untersuchung muß es wohl ausgesprochen werden. In die Kirche ist der Herr Feldmarschalleutnant nie gegangen, aber im Kabarett und im Varieté, da war er Stammgast. Während ich am Sonntagvormittag mit meiner Familie zur Kirche gegangen bin, saß Herr von Prohaska beim Frühstück. Wenn ich unsereiner abends im Schoße seiner Familie dem Studium eines guten wissenschaftlichen oder erbaulichen Buches hingegeben hat, steckte Herr von Prohaska hinter den Kulissen des Alfieri- oder Fenice-Theaters und machte mit 65 Jahren den Tänzerinnen den Hof, oder wenn er wirklich mal zu Hause blieb, dann las er Zolasche Romane und Balzac'sche Hystörchen. Werfen Sie nur einen Blick auf die Büchereinbände hier im Schrank. Da haben Sie den besten Beweis für meine Behauptung, Casanova, Boccaccio, Arretino. Paul de Kock und Maupassant. — Nichts wie Erotik. — Ferner hat sich Herr von Prohaska den Luxus gestattet, sich in seinen Jahren ein Verhältnis, wenn nicht gar mehrere Verhältnisse, zu halten. Er unterhielt, wie bekannt, recht intime Beziehungen zu einer Tänzerin, deren Adresse ausfindig zu machen Ihnen, Herr Oberkommissar, keine nennenswerten Schwierigkeiten bereiten dürfte. Bei jener Dame können Sie höchstwahrscheinlich manche Antwort auf die vorhin aufgeworfenen Fragen erhalten. Wir wollen offen reden, meine Herren. Wenn ein Mann von über 60 Jahren noch intime Beziehungen zu moralisch minderwertigen Frauenzimmern unterhält, so darf er keine Ansprüche auf die unwandelbare Treue dieser Weiber machen. Zum Zahlmeister wird der alte verliebte Vater schließlich immer gut genug befunden, für das Herz ist aber meistens noch ein junger Burche in Reserve, so war es stets und wird es immer bleiben.

Dies zur Einleitung. Nun will ich Ihnen meine Hypothese entwickeln.

Also, daß Herr von Prohaska Beziehungen zu zweifelhaften Frauenzimmern unterhalten hat, ist bekannt genug und darf als voll erwiesen angesehen werden. Aus irgendwelchen Gründen, deren Erörterung ich mir vorerst versagen muß, hat er nun am vergangenen Sonntag ein solches Lebedämchen in seine Wohnung bestellt, und zwar wohlgemerkt zu einer Zeit, wo, wie er genau wußte, sein Hausmädchen und besonders seine strenggläubige, religiöse Hausdame, die eine derartige Unmoralität nicht geduldet haben würde, ihren religiösen Pflichten nachkamen. Das Dämchen kommt. — Nach Aussagen des einwandfreien Zeugen Vinerto, eines einfachen Mannes von gesundem Urteile, sah man ihm das Theater schon von weitem an, man roch es sogar auf eine größere Entfernung. Was in der Wohnung Prohaskas vor sich ging, weiß ich nicht. Vor Rückkehr der Haushälterin wurde nun das Dämchen schnell hinausbefördert und ein Rendezvous auf gestern abend sechs Uhr festgesetzt. Um ungestört zu sein, wurden die Haushälterin und Mizzi, das Hausmädchen, auf einige Stunden entfernt. Das Frauenzimmer kommt pünktlich und nach einer verliebten Stunde verlangt es von ihrem Galan Prohaska eine größere Summe, sei es zur Unterstützung eines armen Verwandten, oder zur weiteren Ausbildung in ihrer sogenannten Kunst, oder zu weiß Gott für einen Zweck, um Ausreden sind ja diese Sorten Damen nie verlegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blick in die Zukunft.

Von Hermann Wagner.

Man schlägt sich in diesen Zeiten durch, so gut man kann. Früher ging das leichter. Aber auch heute geht es noch, wenn man Grübe im Kopf hat und wenn man dann und wann ein wenig nachdenkt.

„Was machst du denn?“ sagte unlängst meine Frau zu mir. — Ich sagte: „Ich denke nach. Ich denke darüber nach, was ich wohl tun könnte, um zu Geld zu kommen.“ — „Nun“, sagte Betty, „hast du dir schon etwas ausgedacht?“ — „Jawohl. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß es das Beste ist, wenn wir Lose verkaufen.“ — „Lose? Wer kauft wohl Lose?“ — „Ein jeder“, sagte ich, „der schnell und mühelos reich werden will. Und wer will das? Wiederum ein jeder, dem man es einredet, daß er es wird.“ — „Und wie willst du das den Leuten einreden?“ fragte meine Frau. — „Oh“, sagte ich, „nichts einfacher als das. Ich gebe ein Inserat auf.“ — „Was für ein Inserat?“ — „Ich gebe folgendes Inserat auf“, erklärte ich, „das noch morgen in den Blättern stehen wird:

Dame,

Indierin von Geburt, gewährt gegen ein geringes Honorar ihren Mitschwärmern einen Blick in die Zukunft.

Meine Frau verstand absolut nicht, was es mit dem Inserat für eine Bewandnis haben sollte. „Welche Dame meinst du?“ fragte sie. — „Natürlich dich.“ — „Nicht? Bin ich eine Indierin von Geburt?“ — „Allerdings, das bist du nicht. Aber das tut nichts. Wir färben einfach deine Haut.“ — „Und ich soll den Leuten weisagen? Das kann ich doch nicht.“ — „Gewiß, das kann kein Mensch. Aber trotzdem tun es die Menschen. Die Hauptsache ist, daß man es glaubt.“ — „Aber was hat das mit den Losen zu tun, die wir verkaufen wollen?“ — „Das wirst du schon sehen“, sagte ich.

Und damit nahm ich meinen Hut und ging in die Stadt, um das Inserat aufzugeben.

Die Inserate erschienen, und es vergingen zwei Tage. Ich hatte inzwischen das Gesicht und die Hände meiner Frau mittels einer Creme hübsch braun gefärbt. Auch große Messingringe hatte ich ihr durch die Ohren gezogen. Sie sah ganz allerliebst aus. Und ihr Name war Sulima Indra.

Am dritten Tag kurz nach dem Mittagessen stellte sich die erste Kundschaft ein. Das Mädchen öffnete und führte sie in den Salon. Es war eine Dame. Ich schätzte es meiner Frau nochmals ein, sich ihre Adresse geben zu lassen. Und dann schickte ich sie in den Kampf.

„Sie sagen die Zukunft voraus?“ fragte die Dame, nachdem ihr meine Frau mit einer höflichen Geste bedeutet hatte, ihr gegenüber Platz zu nehmen. — „Ja.“ — „Aus den Karten?“ fragte die Dame. — Betty lächelte überlegen und sagte: „Nein.“ — „Woraus denn?“ — „Aus den Augen“, sagte Betty.

So etwas war der Dame neu, denn sie hatte sich bisher immer nur aus den Karten wahrfragen lassen. Aber Betty erklärte ihr in einem Deutsch, dem sie einen entzückenden fremdländischen Akzent gab, daß man in Indien, ihrer Heimat, nur aus den Augen wahrzulegen pflege, was freilich nur ganz wenige verstünden. Sie aber verstehe es, und deshalb möge ihr die Dame jetzt einmal starr in die Augen sehen. Die Dame machte das. Man konnte nicht gut starrer sehen, als wie sie es tat.

„Wie ist Ihr Name und wo wohnen Sie?“ fragte Betty einleitend. Die Dame sagte es, und Betty schrieb es auf. „Sind Sie Gattin und Mutter mehrerer Kinder?“ fragte Betty weiter. — „Ja“, sagte die Dame. — „Nun, Ihr Gatte ist ein braver Mensch, und an ihren Kindern werden Sie noch viel Freude und Glück erleben. Einige Widerstände werden Ihnen freilich begegnen, namentlich vor einer Frau mit falschem Blick werden Sie sich sehr in acht nehmen müssen, aber Sie werden alle Schwierigkeiten siegreich überwinden, ein hohes Alter erreichen und noch zahlreiche Enkel auf Ihrem Schoße schaukeln.“

Hier unterbrach sich Betty plötzlich. „Sehen Sie mich noch starrer an. Ganz starr.“ Und als der Dame fast die Augen aus den Höhlen quollen, fuhr sie fort: „Ihnen wird ein fremder Mann begegnen.“ — „Ein Mann?“ fragte die Dame gleichsam entsetzt. — „Fürchten Sie nichts“, beruhigte sie Betty, „denn es ist ein rechtschaffener Mann, der Ihnen Glück bringen wird.“ — „Wieso?“ flüsterte die Dame. — „Es wird ein Mann sein“, erklärte Betty in gedämmtem Tone, „der Ihnen etwas zum Kauf anbietet wird. Ich kann nicht erkennen, was es ist, aber ich glaube, es werden Wertpapiere oder Lose sein. Kaufen Sie fünf Stück davon oder zehn, nicht weniger, und unter diesen wird sich ein großer Gewinn für Sie befinden.“

Hier bedeckte Betty, wie nach einer großen Anstrengung,

mit den Händen ihre beiden Augen. Aber auch die Dame war sichtlich angestrengt von dem vielen langen und starren Blicken. Sie erhob sich, dankte und fragte, was sie schuldig sei. Betty sagte: „Drei Mark.“ Worauf die Dame zahlte, nochmals dankte und mit rotem Gesicht das Zimmer verließ. Aber inzwischen waren schon zwei neue Damen gekommen, die einen Blick in ihre Zukunft tun wollten. Sie wurden nach Wunsch bedient und machten im Verlaufe des Tages noch vielen anderen Damen Platz, die gleichfalls so neugierig waren, zu erfahren, was ihnen die Zukunft bringen werde. Sie brachte ihnen allen den berühmten Mann mit den Rosen, von denen sie mindestens fünf Stück kaufen mußten, worauf ihnen dann ein großer Gewinn ganz sicher war. Am Abend war Betty rechtlich müde. Ich wusch ihr die braune Farbe vom Gesicht und tröstete sie damit, daß nach vierzehn Tagen meine Arbeit beginnen würde, die in dem Verkauf der Lose bestand, während sie selbst dann Urlaub hätte. Wenn ich fertig sein würde, dann kam wiederum sie an die Reihe, um nach weiteren vierzehn Tagen abermals von mir abgelöst zu werden. Wir würden aber kameradschaftlich uns nicht nur in die Arbeit, sondern auch in den Erlös teilen, um dann schließlich nach einem halben Jahr eine kleine Erholungsreise anzutreten.

Das Geschäft ging so gut, wie alle Geschäfte zu gehen pflegen, die auf die Naivität der Menschen spekulieren. Im Verlauf von vierzehn Tagen ließ meine Frau ungefähr dreihundert Damen einen Blick in die Zukunft tun. Das brachte ein ganz hübsches Geld ein. Mit diesem Gelde begab ich mich in eine Winkelbank und kaufte für einen Pappenstiel mehrere tausend Klassenlose eines Balkanstaates, der soeben den Konkurs angemeldet hatte. Der Bankmann hielt mich für verrückt und wünschte mir ironisch Glück. Der Mann ahnte nicht, daß ich viel gerissener sei, als wie er es selber war. Damit begann nun meine Arbeit. Ich ging der Reihe nach zu all den Damen, denen Betty wahrgesagt hatte und deren Adressen ich besaß. Man empfing mich zunächst widerwillig, aber als ich sagte, daß ich Lose zu verkaufen habe, stellte sich sofort ein Interesse ein, das ich gewandt beim Schopfe nahm. Meine Lose, so sagte ich, seien gut, ich gebe sie auch nur unter der Hand ab, und zwar zum Preise von fünf Mark das Stück, doch könnte ich davon nicht weniger als fünf Stück verkaufen. Man kaufte fünf, man kaufte zehn, aber man kaufte auch fünfzehn Stück. Noch ehe vierzehn Tage um waren, hatte ich aus meinen Rosen 9000 M. gelöst, so daß ich neue Inserate einschalten und Betty ihre Tätigkeit als Wablagerin wieder aufnehmen konnte. Als ein halbes Jahr um war, hatten wir rund 40 000 M. beisammen und machten, um uns zu erholen, eine Reise.

Wie gesagt, man schlägt sich in diesen Zeiten eben durch, so gut man kann. Früher ging das leichter. Aber auch heute geht es noch, wenn man Grübe im Kopfe hat und wenn man dann und wann ein wenig nachdenkt.

Ein Straßenname und eine Hausnummer.

Von Franz Molnar.

(Am Donaukanal. Die Sonne scheint auf die Eisentaue, welche nebeneinander in langer Reihe stehen. Es ist zwölf Uhr mittags. In zwei Eisentaue sitzen nebeneinander ein Herr und eine Dame. Der Herr ist fünfzig Jahre alt. Die Dame: fünfundvierzig.)

Herr: Und dann?

Dame: Dann kam ich zur Einsicht, daß es auch Schatten-seiten hat, wenn die Frau so hartnäckig gut zu ihrem Gatten ist, wenn sie ihm immer zu Diensten ist, mit einem Wort: wenn sie die Harmonie übertriebt.

Herr: Und?

Dame: Und ich fand, daß meinen Mann seine Glückseligkeit zu langweilen beginnt. Es langweilt ihn der ewige Sonnenschein, die ungetrübte Eintracht, der beständig stille, zufriedene Ton. Tag für Tag fand er seine Lieblings Speisen auf dem Tisch. Hatte er Lust spazieren zu gehen, gingen wir spazieren. Hatten wir Karten in die Oper und kam er des Abends mit den Worten nach Hause: „Meine Teuere, ich möchte am liebsten doch nicht ins Theater gehen, ich habe riesige Kopfschmerzen.“ — Heute ich ohne den geringsten Seufzer, fröhlich, lieb, mein Abendkleid wieder ab und schlüpfte in den Schlafrock. Und ich machte ihm kalte Umschläge, bereitete ein kaltes Abendessen, es wurde wenig gesprochen und zeitig zu Bett gegangen.

Herr: Mit einem Wort, eine glückliche Ehe.

Dame: So ist es: eine glückliche Ehe. Aber langsam, mit tragem Flügelschlag kam der Überdruß. Er hatte alles.

Nie fehlte etwas. Nie der geringste Widerspruch, und ich fühlte, daß ihn zugleich mit der Glückseligkeit auch der Verursacher der Glückseligkeit zu langweilen beginnt. Er kümmerte sich nicht um mich. Vergebens schaffte ich mir die schönsten Kleider an, oder, wie man schon nicht mehr zu sagen pflegt, die bezauberndsten Negligés, er ließ es ganz unbeachtet. Manchmal kam es mir in den Sinn, daß es vielleicht gut wäre, irgend einen schmutzigen, abgetragenen, braunen Schlafrock hervorzufischen, das wäre vielleicht in seinen Augen etwas Neues. . . . Wie ich sagte: er kümmerte sich nicht um mich. Ich blieb in meiner Schönheit und Güte immer derart gleich, daß er anderwärts Aufregung suchte. Er begann auf der Börse zu spielen, er wollte politische Karriere machen, mit einem Wort: er suchte nach Emotionen. Es werden sich ja noch viele daran erinnern, damals war er einmal sogar Abgeordneter-Kandidat.

Herr: Ich erinnere mich.

Dame: Nun denn — dachte ich für mich — wenn du bloß Aufregung benötigst, damit kann ich dir dienen. Ich wußte, daß er ein neugieriger Mensch ist. Und so nahm ich denn mein Haushaltsbuch und schrieb auf die innere Seite des Einbandes eine Adresse: Brauhausgasse Nr. 17. Was ich ahnte, traf pünktlich ein. Eines Tages, als er vor Langeweile in dem Haushaltsbuch blätterte, erblickte er die Adresse. Er stutzte, sagte aber nichts. Ich beobachtete nur, daß er am nächsten Tag wieder das Buch hervorholte und darin die Adresse: Brauhausgasse Nr. 17 betrachtete.

Herr: Die Sache beginnt interessant zu werden.

Dame: Ich selbst sorgte dafür, daß sie noch interessanter wurde. Ich nahm nämlich noch am selben Abend das an meiner Kette hängende kleine goldene Medaillon, in welchem sich ein kleines weißes Blatt befand, und schrieb auch auf dieses die geheimnisvolle Adresse: Brauhausgasse Nr. 17.

Herr: Was war in jenem Haus?

Dame: Nichts. Die Adresse war mir zufällig eingefallen. Ebenjogut hätte ich auch schreiben können: Bahnhofs-gasse Nr. 32 oder Herbstgasse Nr. 4 oder weiß ich was. Und mein Mann stieß auch im Medaillon auf diese Adresse. Damals änderte er sich plötzlich.

Herr: Wieso?

Dame: Er begann sich eigentümlich zu benehmen. Er horchte auf jedes meiner Worte mit spärlicher Aufmerksamkeit. Wenn ich fortging, fragte er: „Wohin gehst du?“ Wenn ich heimkam, fragte er: „Woher kommst du?“ Und ich tat, als würde ich dieses sein Benehmen natürlich finden und ich war riesig glücklich, als ich sah, daß sein Leben wieder von mir erfüllt ist, daß er grübelt, Verdacht schöpft, daß er unruhig ist, sich interessiert, sich — rasiert, neue Krawatten kauft und aus dem Bureau früh nach Hause eilt. Jetzt beschäftigte er sich wieder mit mir, jetzt war er wieder dankbar für jede Liebesspeise, jetzt gesiel ihm wieder jedes neue, bezaubernde Negligé.

Herr: All dies darum, weil er eine Adresse erblickt hat. Einen Straßennamen und eine Hausnummer. So sind wir Männer.

Dame: Das ist aber noch alles nichts. Eines Tages kam er etwas später als gewöhnlich nach Hause. Er summte vor sich hin, tat, als wäre er gut gelaunt, es war ihm aber sofort anzusehen, daß er an diesem Nachmittag in der Brauhausgasse gewesen ist, unter Nr. 17, und daß er sich jenes gelbe Haus und dessen sämtliche Fenster gut angesehen hat.

Herr: Ein gelbes Haus?

Dame: Ja. Es war nicht nötig, das so ironisch zu fragen. Ich habe nicht zufällig verraten, daß ich die Farbe des Hauses kenne. Denn von da an kam er beständig unregelmäßig nach Hause. Er brachte mir Süßfrüchte, führte mich, selbst wenn er Kopfschmerzen hatte, ins Theater, jetzt fühlte ich schon an ihm, daß er Tag für Tag in die Brauhausgasse geht. Er wurde unglaublich zärtlich, las mir jeden Wunsch von den Augen ab und ich genoß dies so sehr, daß ich den Armen manchmal sogar quälte. Nun hatte ich Kopfschmerzen.

Herr: Bravo.

Dame: Ich bin selbst jetzt noch von mir entzückt, wenn ich daran zurückdenke, wie gut ich es gemacht habe. Durch eine einfache Adresse den gelangweilten Gatten zu einem zuvorkommenen, aufgeregten Hofierer umzuwandeln! Nun kommt aber das Beste. Fast wäre es mir dabei schlecht ergangen.

Herr: Wieso?

Dame: Es begann mich die Neugierde zu quälen, wie denn jenes Haus dort in der Brauhausgasse aussehen mag. Ich wußte, was mir bevorsteht, wenn mich mein Mann in jener Straße erblickt. Aber gerade diese Gefahr und das Gefühl meiner Unschuld eiferten und trieben mich an, mir jenes Haus wenigstens einmal zu betrachten.

Herr: Und?

Dame: und ich ging hin. Hochenden Bergens dicht verschleiert, als hätte dort tatsächlich jemand gewohnt. Ich fuhr im Wagen durch die schmale, schmucklose kleine Gasse, und als wir an Nr. 17 vorbeiholpten, stand mir fast das Herz still: Mein Mann stand dort und wartete. Von da weiß ich, daß es ein gelbes Haus war. Seit damals habe ich es nicht wieder gesehen. Doch für einen Augenblick habe ich jenes in den Augen der anständigen Frauen schreckliche und dennoch herrliche Gefühl empfunden, wie es sein muß, wenn eine Frau von ihrem Mann ertappt wird.

Herr: Mich interessiert an der Geschichte bloß, warum Sie gerade die Brauhausgasse Nr. 17 gewählt haben. Die berühmteste Gegend der Josephstadt.

Dame: Ich sagte ja schon: sie war mir zufällig eingefallen. Und dann lag sie in der Josephstadt, in der berühmtesten Gegend der Josephstadt... während...

Dame: ... du damals am anderen Ende der Stadt in — Ofen wohntest.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

Gesellschaft und Mode

Die Mode als Feindin der Kochkunst. Frauen haben sich stets viel mit der Kochkunst beschäftigt, und die großen Köche kannten keine höhere Aufgabe, als ihnen köstliche Vordesserts zu bereiten. Von Katharina von Medici, die den Ruhm der französischen Küche begründete, bis zu der Kaiserin Eugenie, die den französischen Tisch durch so manche Eigenheiten der spanischen Küche bereicherte, haben die Damen auf diesem Gebiet ruhmreich gewirkt, und die Kochkünstler haben auf ihren Geschmack besondere Rücksicht genommen. Jetzt aber ist die Frau zum grimmigsten Feind der feinen Küche geworden, denn die Mode zwingt sie zur Enthaltensamkeit, und damit schwindet auch ihr Interesse an dem, was sie ißt. Der berühmte französische Kochkünstler Escoffier, den man den „König der Köche“ oder auch den „Koch der Könige“ genannt hat, sagte einmal, daß er das Hauptgewicht bei der Gestaltung eines Menüs auf die Süßigkeiten lege, denn die Damen äßen am liebsten Süßigkeiten, und wenn man mit seiner Kochkunst die Gunst der Damen gewinne, dann habe man alles gewonnen. Während des Krieges beschäftigten sich selbst die vornehmen Damen mit der Küche, und das Essen spielte auch bei ihnen in dieser Zeit der Rationierungen eine große Rolle. Heute ist das ganz anders geworden. Die schlanke Linie hat sich zu einer ungeheuren Schädigung der Kochkunst entwickelt. Einer der führenden englischen Küchenchefs klagt darüber in beweglichen Tönen. „Es ist erstaunlich“, schreibt er, „wie viele unserer besten Gäste, die meiner Kunst das größte Verständnis entgegenbrachten, jetzt Diät halten und sich nicht mehr um das Essen kümmern. Es ist ein herzerweichender Anblick, sehen zu müssen, wenn die Damen alle die Speisen vorübergehen lassen, die extra für sie bereitet sind, ohne sie auch nur anzurühren. Süßigkeiten interessieren die Damen überhaupt nicht mehr, und auch von Söhen wollen sie nichts mehr wissen. Die Suppe wird vollständig gemieden, und ich fürchte, sie wird bald ganz außer Mode sein. Worin aber soll sich nun noch der Kochkünstler auszeichnen, wenn ihm diese Hauptgebiete seiner Betätigung genommen werden? Der Gedanke, daß man all diese Köstlichkeiten nicht mehr beachtet, weil man schlant bleiben will, ist gequalt, alle höheren Bestrebungen in der Kochkunst zu vernichten.“

Die Puppe als Tanzpartner. Es ist für die Dame nicht immer ein Vergnügen, mit Herren tanzen zu müssen, die noch Anfänger in der modernen Tanzkunst sind, und wenn man mit einer lebendigen Partnerin tanzt, verwendet man auf das Studium nicht immer die nötige Aufmerksamkeit, nimmt Rücksichten und kann sich nicht frei bewegen. Aus diesem Grunde lassen die Tanzlehrer in Paris die Herren jetzt mit Puppen üben, und diese haben augenscheinlich an den leblosen Partnerinnen so viel Geschmack gefunden, daß das Tanzen mit der Puppe geradezu zur Mode geworden ist. Es sind wahre Kunstwerke, die den Herren ihre einsamen Tanzstunden verschönern. Die Holsfiguren werden der Erscheinung berühmter Schauspielerinnen und Filmdiven nachgebildet und sind sehr elegant gekleidet. Damit die Puppe den Schritten ihres Tänzers genau folgen kann, sind ihre Füße an elastischen Bändern um die Knöchel befestigt und aus weichem Stoff verfertigt, so daß die Puppen „sehr leicht tanzen“. Tanzübungen mit solchen Puppen sind auch schon früher in der Geschichte der Choreographie bekannt, und mancher berühmte Tänzer ebenso wie manche Tänzerin haben

sich dieses Stillschnitts bei ihrem Training bedient. Daß aber diese interne Einrichtung der Tanzschulen einmal große Mode werden würde, hat sich wohl niemand träumen lassen. In anderen Ländern sind die Meinungen über die Einbürgerung dieser Mode geteilt. Die Tanzlehrer sind vielfach der Ansicht, daß man von den Puppen mehr als bisher Gebrauch machen solle, weil das Lernen durch sie sehr erleichtert wird. Aber ob die Herren an noch so schönen Tanzpuppen auf die Dauer Gefallen finden werden, ist eine andere Frage.

Hygiene und Heilkunde

Tüden des Schlafes. Der Schlaf ist das größte Wunder, das uns in dieser bereits so „aufgeklärten“ Welt allabendlich mit seinem geheimnisvollen Zauber umfängt, und dieses Wunder, dessen letzte Ursachen wir noch nicht ergründet haben, ist zugleich voll von Seltsamkeiten und Räumen, für die wir keine Erklärung besitzen. Von diesen „Tüden des Schlafes“ plauderte der englische Arzt und Psychologe Sir James Crickton-Browne in einem Vortrag über „Gehirnrinde“. Unendlich viele Bücher sind über das Geheimnis des Schlafes geschrieben worden, sagte er, „aber noch niemand hat uns über seine Tüden Aufschluß gegeben. Wenn man einschlafen möchte, kann man es oft nicht, wenn man aufwachen will, wird man gar häufig vom Schlaf überwältigt. Es ist nur zu wahr, daß jemand, der zu einer frühen Stunde aufstehen will, alle Augenblicke während der ganzen Nacht aufwacht, aber gerade in der Minute, in der er sich aufzuwachen vorgenommen hat, in tiefstem, traumlosem Schlummer liegt. Immer wieder habe ich mich darüber gewundert, daß niemand am Abend vorher sich genügend vergegenwärtigen kann, wie schwierig es ist, am nächsten Morgen aufzustehen. Dabei scheint man aus der Erfahrung überhaupt nichts lernen zu können. Ich wenigstens habe nichts gelernt. Beständig mache ich die leichtsinnigsten Pläne mit Bekannten, früh aufzustehen und noch vor dem Frühstück die mannigfaltigsten Dinge zu unternehmen, und noch keinmal habe ich diesen leichtsinnigen Entschluß nicht am anderen Morgen auf das bitterste bereut; stets habe ich die Bekannten verflucht, mit denen ich mich verabredet, obgleich ich sie dazu überredet hatte. Abends erscheint mir das Aufstehen immer als die einfachste Sache der Welt, und morgens ist es das Schwerste, was man von mir verlangen kann. Das dringende Bedürfnis nach Schlaf, wenn man aufstehen soll, ist eine dieser unerklärlichen Tüden. Dagegen wenn man gar nicht nötig hat, sich zu erheben, fühlt man sich plötzlich ganz munter. Nur ein- oder zweimal in meinem Leben, wenn ich mich in der Zeit geirrt hatte und diesen Irrtum nach dem Aufstehen noch rechtzeitig bemerkte, daß ich schnell wieder ins Bett zurückzulegen konnte, habe ich einen wirklichen Genuß von meiner Schläfrigkeit am Morgen gehabt. Aber wenn man sich in der Zeit irrt und wirklich zu früh aufsteht, dann ist das für mich ein unerträgliches Gedankens des verlorenen Glücks. Wie lange ein Erwachsener schlafen muß, hängt sehr von der Gewöhnung ab. Acht Stunden mögen das Ideal sein, aber viele brauchen mehr, und manche haben sich trainiert, mit weniger auszukommen. Allmählich geht uns diese Gewöhnung so in Fleisch und Blut über, daß wir uns unwohl fühlen, wenn wir mehr als das gewohnte Maß an Schlaf haben.“

Die Bergkrankheit als Heilkur. In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde eine Denkschrift des französischen Arztes Raoul Baveux verlesen, die sich über die wohltätigen Wirkungen der gefährlichen Bergkrankheit verbreitet. Die bei der Erstigung hoher Gebirge und bei Flügen in einer Höhe zwischen 2000 bis 4000 Meter beobachtete Krankheit wurde zuerst von da Costa im 15. Jahrhundert beschrieben. Die durch die Luftverdünnung bedingten Krankheits Symptome bestehen vorzugsweise in Abgespanntheit, starkem Durst, Erbrechen, Herzklopfen, Atembeschwerden, Erstickungsangst, Kopfschmerzen, Schwindel und unbezwingbarer Schlafneigung, wozu sich später Blutungen aus Mund, Nase und Lunge gesellen. Alle diese unbehaglichen und besorgniserregend erscheinenden Symptome sind aber, wie Dr. Baveux ausführt, nur die Zeichen dafür, daß die erkrankten roten Blutkörperchen infolge der Einwirkung der verdünnten Luft vom Organismus ausgeschieden werden. Den Störungen folgt bald die Reaktion; die üblen Erscheinungen verschwinden in dem Grade, in dem die erkrankten ausgestoßenen Blutkörperchen durch neue, junge und gesunde ersetzt werden. Man kann also sagen, daß der Bergkrankheit als Nachkur eine Regeneration des Blutes und damit eine Erstarlung des Organismus folgt.